

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

(18. Fortsetzung.)

Frau Eltens Töchter.

Roman von J. Schilling v. Kanitz.

(Nachdruck verboten.)

Bürgermeister Luzius war zufrieden mit dem Arrangement des Maskenballes, der im Weißen Saal des alten Rathhauses stattfand.

Er hatte sich persönlich um alles gekümmert, um die Ausschmückung der Säle, des Treppenhauses, und vor allem um die kleinen Überraschungen, die der Blumenwalzer bringen sollte! Es konnte ihm diesmal nichts schön genug sein.

Es war eine ordentliche Festvorfreude in ihm, und gewohnt, seine Gefühle zu analysieren, mußte er über sich selbst lächeln, über all diesen Eifer, der selbst sein schönes behagliches Arbeitszimmer nicht ganz einwandfrei mehr bestehen ließ.

Er hatte ja alles dies nur in Gedanken an Susi angeregt.

Der Fahnenstaud und die Girlanden, die Orleaner- und Palmenreihen um die große Tafel, die Sträuße blauer Veilchen auf den Kuppeln der Damen.

Wie für eine Braut hatte sich das alte Haus geschmückt, als der festliche Abend anbrach und eine taghelle Lichtfülle sich durch die hohen Räume ergoß. Alt und jung war maskiert, es gab keine Ausnahme an diesem Abend. Frau Luzius erschien in der kostbaren Brokatrobe einer alten Patrizierin, während der Bürgermeister die Tracht eines Rats Herrn zur Zeit des Mittelalters sich gewählt hatte. Der schwarze Samt der faltigen Toga kleidete ihn gut, noch mehr der kostbare Kragen aus Brabanter Spitzen und das dunkle Barett mit der wallenden Feder. Um Jahre verjüngt erschien ihm sein Bild im Spiegel, das geistvolle, glattrasierte Gesicht mit den scharfen, graublauen Augen und dem spöttisch liebenswürdigen Lächeln um den genussüchtigen Mund. Die Polonaise war zu Ende, der erste Walzer schloß sich ihr an.

Fast alles tanzte in den beiden großen Sälen, die eine Säulenreihe voneinander schied.

Die älteren Herrschaften hielten die Emporen mit den roten Polsterbänken besetzt, um von hier aus den Blick auf die Tanzenden zu haben.

Es waren schöne Erscheinungen darunter und wundervolle Kostüme. Ein farbenbuntes, frohes Bild war es, was sich da im Reigen der jubelnden Walzermelodien bewegte. Man fand an diesem Abend die Rolle des Zuschauers noch schöner, als sich am Tanz zu beteiligen. Wenigstens Bürgermeister Luzius brachte dies zum Ausdruck.

Er lehnte an der Brüstung als Zuschauer.

Immer sah er nur das Mädchen, das ihm die Schönste und Reizendste dünkte unter ihnen allen.

Einige Damen und Herren bildeten eine Gruppe für sich und hatten in einem der Nebenräume ein Lager improvisiert, bei dem selbst ein lustig flackerndes Feuer nicht fehlte, noch ein Planwagen mit einem mageren Pferdchen davor.

„Fahrendes Volk“ nannten sie sich.

Zu ihnen gehörte auch Susi.

Ganz allein hatte sie sich das Kostüm zusammengestellt.

Der schwarze Seidenrock, den sie trug, reichte kaum

bis zum Knöchel und gab den in grünen Seidenstiefeln stehenden Fuß frei. Das Blusenhemd aus grobem Leinen, vielfach geflickt und zerrissen, ließ die inospende Schönheit nur ahnen.

Ihr Haar fiel offen und lose unter einem sahlgelben Seidentuch hervor, sie glich einem Bild von Künstlerhand zusammengekehrt.

Eine eiferfüchtige Regung kam über ihn, als er sie so von einem Arm in den anderen gleiten sah. Sie tanzte viel.

Nicht nur, daß sie heute gleichsam an Stelle der Töchter von Bürgermeister Luzius stand, sondern weil sie gefiel.

Er hatte sich von vornherein gesagt, daß er wenig von ihr haben würde an diesem Fest, und doch erfüllte es ihn beinahe mit Unmut. War es doch der letzte Abend, wo Susi noch bei ihnen weilte, ihre Abreise war schon für den morgigen Tag festgesetzt.

Wie still würde es um ihn wieder sein! —

Wie kurz war ihm in ihrer Gegenwart der sonst so lange Abend erschienen.

Er hatte des Tanzes dort unten nicht mehr acht gehabt, und so war es ihm entgangen, daß Susi den Saal verlassen hatte, um ihn aufzusuchen. — Sie stand plötzlich neben ihm und legte die Hand auf seinen Arm.

In seinen Augen kam ein Leuchten.

„Du, Suzette?“

„Ich bin müde, ich glaube, ich vertrage das anhaltende Tanzen nicht, ganz schwindlig ist mir!“

Er zog ihre Hand durch seinen Arm.

„Ich habe in mein Zimmer einige Erfrischungen bringen lassen, von dem Büfett halte ich nicht viel, weißt du.“

Sie stimmte ein in sein heiteres Lachen.

„Komm, Onkel! Ich möchte dein Zimmer so gern sehen, da wo du schaffst und arbeitest. Ich denke, es wird dort viel gemütlicher sein, als hier in dem heißen Saal.“

Er schritt mit ihr durch die hellen Korridore, von deren Wänden alte Wappen und Bilder herab grühten. Da und dort blieben sie stehen, und Susi ließ sich erklären und entzifferte die Jahreszahl, die vom Alter der farbigen Leinwand erzählte.

Dann öffnete er eine der hohen, dunklen Türen und sie überschritten die Schwelle seines Arbeitszimmers.

Schweigend blieb Susi inmitten des großen Raumes stehen, ihre Blicke gingen langsam über die dunkel gestrichelten Wände, über die hohen Regale, die mit Alten und Büchern angefüllt waren, über die mächtige, altersgeschwätzte Truhe, die den Holzvorrat für den dritten Ramin enthielt.

Er beobachtete sie, wie sie langsam an den Wänden entlang schritt, um vor dem Diwan stehen zu bleiben, der schräg in das Zimmer gerückt war. Eine herrliche Marmorgruppe füllte die dahinter entstandene Ecke: Prometheus und die Okeaniden.

Hier blieb sie stehen mit einem Ausruf des Entzückens.

Er war neben sie getreten.

„Nicht wahr, das ist schön, Suzette? — Siehst du, wenn ich so recht müde bin von der Arbeit und vom — Leben, dann strecke ich mich hier in die Kissen, und immer gibt mir dieser Marmor neue Gedanken?“

„Dies kann ich verstehen, Onkel!“ sagte sie langsam. „Sieh diesen Ausdruck der Qual in dem Prometheus-Gesicht, er möchte die Ketten sprengen, die ihn an diesen Felsen fesseln, aber sie sind stärker als Wille und Kraft, sie reißen nicht!“ —

„Nein“, sagte er langsam, „sie reißen nicht, Susi! Niemals! Und jeder von uns schleppt unsichtbar an solchen Fesseln, jeder! — Nur, daß nicht alle so glücklich sind, die Oeanide zu finden, die bemüht, seine Qual zu lindern! — Und weißt du, was ich so oft habe denken müssen, Susi? Du gleichst der Oeanide, die hier ermüdet zusammengefunken ist. Sieh, dieses holde Profil zeigt mir dein Köpfchen, auch dieser Arm, ist er nicht so weich gerundet wie der deine?“ —

Sie sah leise lachend zu ihm auf.

„Nicht spotten, Onkel!“ —

„Wie sollte ich das tun, an unserem letzten Abend! Morgen Abend um diese Zeit bist du daheim!“ —

„Aber so bald schon sehe ich dich wieder, bald nach Weihnachten, wenn du zu uns kommst zur Hochwildjagd, nicht wahr, Onkel?“ —

„Wer weiß das, ob ich Zeit habe. Aber du wirst mir schreiben, deine Märchen mir schicken und mir mitteilen, was du liest! Ich will doch sehen, ob du vorwärts kommst!“

„Und meine Briefe werden dir nicht zu langweilig sein, Onkel? Eigentlich fürchte ich mich ein bißchen!“

Er lachte. „Vor mir? — Aber, Susi! Wo wir doch so gute Freunde sind! Wo ich dir doch jeden Wunsch erfüllen möchte! Zum Frühling reise ich mit dir und Lilia nach dem Süden, vielleicht schon März und April! Ich will dir die Welt zeigen, wie sie schön ist, und deine Eltern um dein Mitreisen bitten. Freust du dich, Susi?“ —

Sie schüttelte leicht den Kopf, und mit einem fast schwermüthigen Ausdruck irrten ihre Augen jetzt an ihm vorüber.

„Es wird sich doch nicht erfüllen! So etwas Schönes gibt es ja gar nicht, da freue ich mich erst nicht!“

„Und du hast doch selbst mir gesagt, alles was man sich mit aller Kraft der Seele wünscht, geht in Erfüllung! Und diese Reise mit dir und Lilia, die wünsche ich mir! Aber du mußt mir helfen dabei!“ — und ihre Hände ergreifend, zog er sie näher an sich heran.

„Was hast du nur heut Abend, Suzette! So ernsthaft, gar nicht in Ballstimmung!“ Er schob die Hand unter ihr rundes Gesichtchen und zwang ihren Blick dem Seinen entgegen.

„Warum Tränen, Suzette?“ —

„Aber sich abwendend, bog Susi den Kopf in den Armen und ein Schluchzen schüttelte ihre feine Gestalt.“

„Susi . . . kleine Susi . . . was ist?“ —

„Sein Ton klang weich, in verhaltener Zärtlichkeit, lieblosend glitt seine Hand über die dunklen Locken, die in schwerer Fülle über ihre Schultern fielen. Da hob sie plötzlich den Kopf und lächelte.“

„Verzeih, daß ich so töricht war! Ich will mich freuen, ich will warten auf die Erfüllung dieses holden Traumes, daß ich mit dir und Lilia reisen darf, noch ehe die Schwalben wiederkehren!“ . . .

Er trat lächelnd an den Tisch in der Mitte, wo eine Platte zierlich belegter Brötchen, im Verein mit Wein und Gläsern das weiße Tafeltuch schmückten.

„Komm, Suzette! Darauf wollen wir anstoßen!“ und er goß den goldenen Rheinwein in die hochstieligen Gläser.

Susi hatte ihm gegenüber Platz genommen.

Ihre Hand bebte, als sie das Glas zum Munde führte.

Schwer schlug ihr das Herz und seltsam traurig war ihr zu Sinn.

Morgen schon war sie wieder daheim, ein Kreis von Pflichten und Alltäglichkeit nahm sie, wieder auf. Wie ein Traum würden die drei Monate hinter ihr liegen — wie ein Traum!

Ihre Augen gingen durch die rosige Helle des großen

Raumes, ernsthaft, langsam, wie lieblosend, und ein Seufzer öffnete ihre Lippen.

Hell und schimmernd leuchtete der Prometheus aus der jenseitigen Ecke, und jetzt glitt sie mit ihrem leichten Schritt durch das Zimmer bis vor die Oeanidengruppe.

Manfred Luzius saß in einem der tiefen Lederstühle, schweigend und regungslos sie beobachtend.

Morgen war sie fort, seine zum Leben erwachte Oeanide, deren junger Geist so erfrischend ihn umschmeichelt hatte, deren Lächeln ihm Sonnenschein in das Grau des Alltags gezaubert hatte, bis hier herein in das düstere Zimmer der Arbeit und Pflicht.

Susi bog ihre schlankte Gestalt über die Marmorgruppe, sie schlang die Arme über die schlafende Oeanide, und ihre feinen roten Lippen küßten den Mund der Statue.

„Leb wohl! und erzähle ihm holde Träume, wenn er traurig ist!“ sagte sie leise.

„Susi! Komm! Hältst du Zwiesprache mit deinem Ebenbild?“

„Ich nahm Abschied, Onkel Manfred! Ich küßte ihre Lippen und gab ihr einen Auftrag!“

(Fortsetzung folgt.)

Erntedankfest.

Nun färbt der Herbst das Walddreieck,
Hier feuriggelb, dort glutendunkel;
Die Trauben schimmern am Spalier
In tiefem Blau und Goldgefunkel.
Fahl wird der Augen grüne Bracht,
Wo nicht der Pflug den Grund schon wandte;
Und fest nur hält an alter Tracht
Der Tannwald an der Bergesflanke. . . .

Still nach des Sommers Duft und Glanz
Die Schwalbe zieht zu fernern Ländern,
Wenn schwer der gold'ne Erntekranz
Am Tore hängt mit bunten Bändern!
Und ward, was du im Penz bebaut,
Nicht alles reif in Feld und Beeten . . .
Wer gläubig seinem Gott vertraut,
Wird dennoch heut zum Altar treten!

Auch wer nicht selbst am Pfluge geht
Und keinen Ader nennt sein eigen,
Soll, wenn ihn Glodentlang umweht,
Den andern gleich, zum Dome steigen:
Denn was an deinem Wert gelingt,
Kenn' nicht nur eitel Glück vermessen —
Den, der dem Landmann Segen bringt,
Darfst du auch, erntend, nicht vergessen!

Rolf Römer.

Die Männerfeindin.

Ein kriminalpsychologisches Rätsel?

Von Regierungsrat U. Tartaruga (Wien)

Kürzlich kam ein abgehärtetes Weib zur Polizeibehörde einer kleinen ungarischen Stadt und erzählte folgendes: Sie heiße Bögre und habe längere Zeit mit einem schweren Frauenleiden im Spitale gelegen. Ihr Lebensgefährte Joseph Hansmann habe sie täglich besucht und nichts davon merken lassen, daß er sie weniger liebe als früher. Im Gegenteil, er brachte ihr immer kleine Geschenke und ließ es an Aufmerksamkeit nicht fehlen. Eines Tages habe sie ihn, wie immer, im Spitale erwartet, er blieb aber aus. Die Frau konnte sich das nicht erklären und war fest überzeugt, daß ihm irgendein Unfall zugestoßen sei. Abends erhielt sie wirklich die Nachricht, daß Hansmann Selbstmord begangen habe. War schon diese Tatsache höchst überraschend, so bildete ein hinterlassener Abschiedsbrief ein vollkommenes Rätsel. Der Selbstmörder teilte nämlich in dem Schreiben mit, daß er lebensüberdüssig sei und mit einer gewissen Josefa Szanyi gemeinsam den Tod suchen müsse. Frau Bögre hatte keine Ahnung, wer diese Frau sei. Josef Hansmann war der heiterste, harmloseste Mensch gewesen und hatte auch in den letzten Tagen in keinem Benehmen nicht die geringste Veränderung gezeigt. Frau Bögre meinte sehr richtig, daß sie es gewiß gefühlt hätte, wenn ihr Lebensgefährte eine andere kennen und lieben gelernt haben würde. Die Polizei stellte Nachforschungen an und ermittelte, daß Hansmann mit der Josefa Szanyi, die wirklich existierte, vor seinem Tode in einem kleinen Gasthause gemeinsam gezecht hatte. Nach den Aussagen des Personals hatten die beiden während des

Trinkens viel miteinander getuschelt, dann erhoben sie ihre Weinslöser, leerten sie in einem Zuge und lanten dann beide, wie vom Blitz getroffen, zu Boden. Der Mann war sofort tot, die Szanyi wurde noch lebend ins Spital gebracht. Längere Zeit hörte man im Wirtshause nichts von ihr. Später tauchte sie wieder auf, und zwar mit einem anderen Manne. Dieser andere war bloß ein Zufallsgast, kam nach einer Zwischenpause, in welcher weder er noch die Szanyi das Lokal betreten hatte, allein wieder und ließ in angebeitem Zustand einem Kellner gegenüber die Bemerkung fallen, daß die Szanyi ihn habe überreden wollen, mit ihr gemeinsam Selbstmord zu begehen. Man legte diesen Worten kein Gewicht bei, denn man kannte die Josefa als ein ziemlich verträutes Frauenzimmer. Von Natur nicht mit verschwenderischen Reizen ausgestattet, hatte sie es wohl sichtlich gern, wenn sich männliche Gäste an ihren Tisch setzten. Sie unterhielt sich mit ihnen, verstand es aber nicht, das stärkere Geschlecht an sich zu fesseln. Sie war dann jedesmal mürrisch und verdrossen, blieb auch einige Tage aus, um das Spiel von neuem zu beginnen. Eine weibliche Bedienstete, die für solche Dinge natürlich den schärferen Instinkt besitzt, wollte bemerkt haben, daß die Szanyi jede Geschlechts-genossin haßte, die bei Männern mehr Glück fand. Auch den leichten Spott der Mädchen, an deren Tischen die Herren länger und lieber saßen, schien sie nur schwer zu vertragen.

Alles dies fiel dem Wirtshauspersonal erst ein als die Polizei im Falle Böre Erhebungen pflog, und nun wußten es auch sämtliche Bediensteten und Stammgäste, daß mit der Josefa in letzterer Zeit eine grobe Veränderung vorgegangen war. Sie hatte ihre frühere Zurückhaltung völlig aufgegeben, zeigte keine Verstimmung und Traurigkeit mehr und klagte auch der alten Mutter des Wirtes nicht wieder, daß sie keines Mannes Herz zu fesseln verstehe. Die Gleichheit der Fälle Josef Hansmann und des Gastes, dem es nicht eingefallen war, einen Doppelselbstmord zu begehen, schien auf der Hand zu liegen. Die Polizei nahm Josefa Szanyi in Haft, konnte indessen aus ihren Angaben nicht klar werden. Sie wußte sich allen den Kern der Angelegenheit betreffenden Fragen geschickt zu entziehen. Dieser Kern war aber, soweit sich die Sicherheitsbehörde ein Bild machte, ein sehr bedeutungsvoller. Wie es schon in kleinen Städten zu geschehen pflegt, wuchs das Meer der Zeugen ins Gigantische. Es war klar, daß es sich hier um einen der sensationellsten Kriminalfälle handeln würde, wenn auch nur ein Teil der gegen die Josefa Szanyi gerichteten Anschuldigungen auf Wahrheit beruhen sollte. Man fand nunmehr in einer ganzen Reihe von in den letzten Wochen in der Stadt selbst, sowie in deren Umgebung vorgekommenen Selbstmorden den satanischen Einfluß dieses Weibes. Man wart ihr bald nicht weniger als sieben Männermorde vor, die sie nicht etwa aus Rache oder Geldgier begangen habe, sondern aus Haß gegen die „Herren der Schöpfung“ und zwar deshalb, weil sie von vielen Männern verachtet worden sei. Sie habe fortan getrachtet, auf jede mögliche Art Herrenbekanntschaften zu machen, habe die Opfer an sich gelockt, in Liebestollheit versetzt und dann auf raffinierte Weise zu töten versucht, indem sie sie zum Doppelselbstmord überredete, wobei sie selber aber nur zum Scheine aus dem Leben geschieden sei.

Da man in der Untersuchung nicht weiterkam, vertrieb man sich zwei Budapest Detektives, durch deren Mitarbeit die Kriminalfalle auch den meisten ausländischen Polizeibehörden „behuft Mitinvalisierung“ bekannt gemacht wurde. Es ist das ein alter Brauch ungarischer Kriminalstellen, der ihnen schon oft wertvolle Feststellungen eintrug. Die technischen Einrichtungen bei den deutschen und österreichischen Polizeibehörden sind eben doch vollkommener, sowohl hinsichtlich des bloßen Erkennungsdienstes als auch auf dem Gebiete der Fährdung im weitesten Sinne. Leider pflegt man dann keine Antwort mehr zu bekommen — in den meisten Fällen wenigstens — und vermag dadurch die ungarischen Verbrecher und Verbrechen nachträglich nicht in die so notwendige Evidenz zu nehmen. Bei gelassenen mündlichen Vorstellungen heißt es in der Regel bloß, der Überheker frage an diesen „Verzögerungen“ die Schuld. Auch in der vorliegenden Angelegenheit, bei welcher es wohl allen ausländischen Sicherheitsbehörden schwer fiel, sachdienliche Nachrichten zu geben, gelangten weitere Mitteilungen nicht nach Wien, so daß man diesen sonst gewiß kriminalpsychologisch interessanten Fall der Presse gar nicht bekannt gab. Man hielt ihn hier — und wohl auch anderwärts — für zu wenig „fundiert“, hauptsächlich deshalb, weil die ungarischen Organe den „Widerstand“, der darin liege, daß die Beschuldigte zuerst niemanden habe an sich fesseln können, während es ihr plötzlich ein Leichtes gewesen sei, nach Willkür Opfer zu finden, nicht genügend aufgeklärt habe.

In dieser Hinsicht möchte ich indessen der ziemlich allgemeinen sachmännischen Ansicht nicht beipflichten. Wir haben da nichts anderes vor uns als die ewig gleichbleibende

Tragödie des Altertums, nicht mit weiblichen Namen ausgestattet, mehr oder weniger höflichen Weibes. Einen Parallelfall zu der Tragödie, in deren Mittelpunkt erst kürzlich die Krantenschweizer Biesla fand. Diese ging gegen einen bestimmten Mann los, auf den sie ihren Haß konzentriert hatte, jene stürzte sich gegen das gesamte andere Geschlecht. Die moderne Sexualpsychologie verzeichnet solche „Krantengedichten“ zu Tausenden, wenn die dunkeln Triebe auch nur selten zum ausgesprochenen Verbrechen führen. Und die Mittel? Die Wandlung im Charakter der Beschuldigten? Sollten diese vielleicht im ersten Augenblicke traagierenden Gegenstände wirklich psychologisch unfassbar sein? Wir kennen aus der Literatur unzählige Beispiele, wo in der Heldin infolge irgend eines seelischen Konflikts eine vollkommene Veränderung vorgeht. Aus der stillen, dunkelblauen, ehreuen Gattin, die dem Manne bald langweilig wird, entsteht sozusagen über Nacht eine mondäne, oft demimondäne Frau, vor welcher das „stärkere“ Geschlecht solange auf den Knien liegt, bis der eigene Gemahl von rasender Eifersucht erfaßt wird und reuig in die Arme der „Komödiantin“ zurückkehrt. Der Varianten gibt es da bekanntlich unendlich viele. Im Lustspiel zeigt die vernachlässigte Gattin bloß, was sie könne, wenn sie wolle, in den Tragödien und Tragikomödien findet sie den Weg zur alten Persönlichkeit nicht mehr zurück. Eingekerkert gewesene Sexualtriebe sind entfesselt worden und lassen sich nicht mehr einfangen. Die schützende Maske, die bisher ihre Schuldigkeit getan (der Heldin selbst oft unbewußt) verlagert. Der moralische Damm ist gebrochen, aus dem Weibe, welches früher vielleicht zu viel getan, um die wahren Gedanken zu knechten, ist mit einem Schlage das Weibchen geworden. So können auch im Falle Szanyi lange und mühsam beherrschte Triebe ihre Ketten gesprengt haben, um wie ein Wildbach dahinzubrausen und die Frau selbst mitzureißen.

Das Mittel, dessen sich die Beschuldigte bedient haben soll, ist aber noch weniger neu. Die internationale Kriminalgeschichte kennt genug Analogien. So hat besonders der Wiener Dienstbotenmörder Hugo Schenk, über den eine anscheinliche Fach- und Schundliteratur besteht, eine Reihe seiner Opfer dadurch gemordet, daß er seinen Trommelrevolver nur teilweise lud, gegen seine eigene Stirne mit leerem Lauf abdrückte, während er das ahnungslos und in bester Stimmung neben ihm sitzende Mädchen unter irgend einem scherzhaften Vorwande veranlaßte, die Waffe mit geladenem Laufe selbst gegen sich zu richten.

Wie man's nimmt.

Von Fritz Müller (Chemnitz).

Der Kassenwart einer größeren Berufsvereinigung ist ein Freund des bargeldlosen Verkehrs.

Die Obleute aber beglücken die Mitgliederbeiträge lieber persönlich. Entweder tun sie es in der ersten Mitgliederversammlung nach dem Vierteljahrswechsel. Da hat der Kassenwart tüchtig zu zählen und es entgeht ihm, was verhandelt wird. Oder sie bringen ihm das Geld in die Wohnung. Dabei vergeht eine Menge Zeit, die er besser verwenden könnte.

Da erschien eines Tages im Mitteilungsblatt der Berufsvereinigung ein Hinweis an die Obleute, sie möchten die Beiträge auf jeden Fall bargeldlos beglücken, da die meist übliche Art mit Anstedungsgefahr verbunden sei. Hinter dem Worte „Anstedungsgefahr“ stand in Klammern: „Grippe, Typhus, Pocken, Diphtheritis“.

Nun mieden die Obleute den Kassenwart wie die Pest und zahlten die Beiträge auf Postcheck oder Girokonto ein.

Eines Tages begegnete dem Kassenwart einer der redseligsten Obleute. Während dieser Herr ihm sonst wie eine Klette am Leibe hing, wich er diesmal in großem Bogen aus. Nun hatte aber der Kassenwart dem Obmann etwas Wichtiges mitzuteilen und rief ihm über die Straße zu, er solle doch einen Augenblick warten.

Ganz schüchtern kam der Gerufene auf ungefähr fünf Schritte heran. Dabei sagte er: „Machen Sie's, bitte, kurz, und kommen Sie mir um Gotteswillen nicht zu nahe! Ich habe Kinder zu Hause!“

Der Kassenwart rief verwundert: „Nanu!“ — Da meinte der ängstliche Herr: „Sie haben doch neulich in den Mitteilungen bekanntgegeben, welche Krankheiten in Ihrem Hause herrschen! Oder etwa gar in Ihrer Familie?“

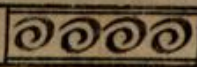
Da lachte der Kassenwart und entgegnete: „So war das nicht gemeint! Ich habe in der Zeitung gelesen, was für Bazillen sich manchmal auf den Geldscheinen aufhalten, und daß das beste Mittel gegen diese mancherlei Anstedungsgefahren der bargeldlose Verkehr sei!“



Spiele und Rätsel

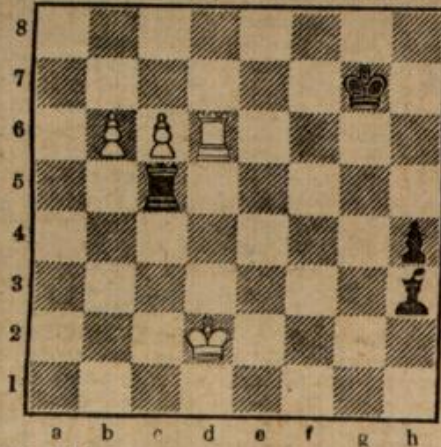


Schach



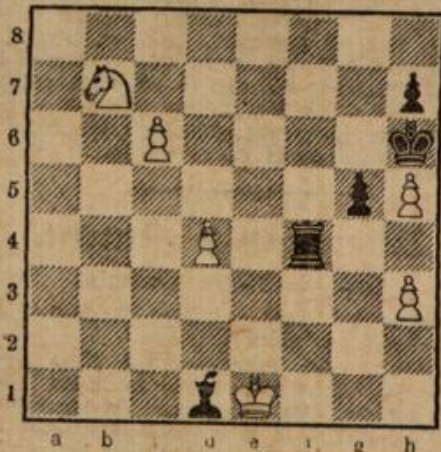
Bearbeitet von Gustav Mohr.

Nr. 7. Endspiel von H. Mattison.



Weiß: Kd2, Td6, Bb6, c6; Schwarz: Kg7, Tc5, Lh3, Bh4.
Weiß zieht und gewinnt.

Nr. 8. Endspiel von A. Kubbel.



Weiß: Ke1, Sb7, Bc6, d4, h3, h5;
Schwarz: Kh6, Tf4, Ld1, Bg5, h7.
Weiß zieht und gewinnt.

Abgelehntes Damen-Gambit.

Weiß: Réti. — Schwarz: Colle.

1. d4—Sf6; 2. c4—e6; 3. Sf3—d5; 4. Sc3—Sd7; 5. Lg5—Le7; 6. e3—0—0; 7. Tc1—c6; 8. a3—dxc4. Richtig ist a6.
9. Lxc4—Sd5; 10. Se4—e5. Ein interessantes Bauernopfer.
11. Lxe7—Dxe7; 12. dxc5—Sxc5; 13. Lxd5—cxd5;
14. Dxd5—Sf3+; 15. gxf3—Lh3. Das Bauernopfer hat den weißen König in der Mitte des Brettes festgehalten. Dies dürfte aber kaum ausreichen. 16. Tg1—Tc8; 17. Ke2—Txc1; 18. Txc1—Td8; 19. Dg5—f6; 20. Dg3—De6; 21. Tc7?? Dieser Zug ging durch die Schachblätter als ein Zeichen von Schachblindheit. Anders läßt er sich auch nicht erklären. — 21. Da6+ aufgeben.

Großmeister Nimzowitsch führt weiter in seinen Betrachtungen über die hypermoderne Schule aus: Da ein gegnerisches freies Zentrum entsteht, so mag hier die Widerlegung der Tarraschschen Behauptung von der unbedingten zerstörenden Kraft des vormarschierenden Zentrums folgen. Auch diese Widerlegung stammt von mir 1911 spielte ich als Erster gegen Spielmann in San Sebastian: 1. e2—e4 c7—c5; 2. Sg1—f3 Sg8—f6! und das gefürchtete Vorgehen 3. e4—e5 erwies sich nach Sd5 als durchaus

ertraglich. Sehr schon hat später Aljechin diese Idee erweitert. Er zieht auf 1. e2—e4 sofort 1. Sf6. Auch hier ist der Vormarsch durch 2. e4—e5 Sf6—d5; 3. c2—c4 Sd5—b6; 4. d2—d4 d7—d6; 5. f2—f4 d6xe5; 6. f4xe5 Sb8—c6 durchaus nicht so schlimm.

Die strenge Behandlung der Schwachen des Gegners ist längst einer einsichtigeren gewichen, eine gesunde Stellung kann sehr wohl einige Schwächen vertragen. Der sehr moderne Spieler greift nicht nur die schwachen, sondern auch die starken Punkte an. Réti ist darin groß. Sehr wichtig und für die moderne Schule bezeichnend ist das Spielen auf Schwächen von ganzen Felderkomplexen bestimmter Farben. Man sucht dem Gegner z. B. den weißfeldigen Läufer abzutauschen, um sich dann auf den weniger geschützten Punkten festzusetzen. Auch früher sind Partien mit solchen Wendungen gelegentlich vorgekommen, z. B. Tartakower gegen Lasker 1909, aber heute ist genanntes Strategem ganz alltäglich geworden. Aljechin spielt beständig darauf, auch ich und andere folgen ihm hierin.

Soeben sind im Verlag von H. Hedewig Nachl., Curt Ronninger, Leipzig, erschienen: „Die wichtigsten Eröffnungen des Schachspiels“ von A. Kahle. Sechste verbesserte Aufl. Brochiert Mk. 1.50. Das nette Büchlein behandelt klipp und klar fast sämtliche Eröffnungen. Es bietet sowohl Anfängern wie auch Fortgeschrittenen oft mehr als umfangreiche Werke deren Inhalt anstatt belehrend, meist abstoßend wirken. Eine übersichtliche tabellarische Zusammenstellung der jetzt gebräuchlichen Spielanfänge vervollständigt den Inhalt. Spielern, die in den Eröffnungen noch nicht ganz sattelfest sind, sei das Büchlein bestens empfohlen.

Lösungen: Nr. 1. 1. Sh7. Nr. 2. 1. Ld3, exd3; 2. Kxd3; 1. ... Kd4; 2. Sf3+; 1. ... Lxc5. 2. e4+; 1. ... Sg2, Dg7+ — Anderes leicht.



Rätsel



Bilderrätsel



Silbenrätsel.

Aus den Silben: ah, bei, bon, cra, damm, dan, die, e, e, ei, für, gib, gie, kot, kur, le, li, li, nach, ne, now, nus, os, ra, rich, rühr, se, sche, sten, ton, tri, u, ul, ve sind 15 Wörter zu bilden, deren erste und letzte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, einen alten Ausspruch ergeben. (ch = ein Buchstabe.) — Die Wörter bedeuten: 1. Ostseebad bei Stettin, 2. Handwerkszeug, 3. deutscher Schlachtort, 4. Affenart, 5. Blume, 6. Planet, 7. Göttin der Morgenröte, 8. Maler des Mittelalters, 9. Hauptstraße Berlins, 10. Gewicht, 11. Speise, 12. Männername, 13. Baum, 14. Teil des Hauses, 15. Gewebe.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 224.

Bilder-Rätsel: Frei geht das Unglück durch die ganze Erde. — Ergänzungspyramide: Bar, Raben, Benares, Arabesken. — Abstrichrätsel: Donau, Don.

Richtige Lösungen sandten ein: Otti Frank u. Hans Jacobs, Hermann Schneider, Franz Spillucel, sämtlich aus Wiesbaden; Karl Pötz, Hannu Reibold aus Sonnenberg; Otto Frickel aus Hahn i. T.; Ernst Ludwig Kaufmann aus Bad Kreuznach.